

www.e-rara.ch

Volle Aehren

Reinhart, Josef

Solothurn, 1930

Stiftung Pestalozzianum

Shelf Mark: LA 1322

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-90168>

Vaterland.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Vaterland

67. Die Muttersprache.

Muttersprache, Mutterlaut!
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
süßes, erstes Liebeswort,
erster Ton, den ich gelallet,
klingest ewig in mir fort.

Ach, wie trüb ist meinem Sinn,
wenn ich in der Fremde bin,
wenn ich fremde Zungen üben,
fremde Worte brauchen muß,
die ich nimmermehr kann lieben,
die nicht klingen als ein Gruß!

Sprache, schön und wunderbar,
ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
in den Reichtum, in die Pracht,
ist mir's doch, als ob mich riesen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Heldensprache, Liebeswort!
Steig empor aus tiefen Gräften,
längst verschollnes altes Lied,
leb aufs neu in heil'gen Schriften,
daß dir jedes Herz erglüh't.

Überall weht Gottes Hauch,
heilig ist wohl mancher Brauch;

aber soll ich beten, danken,
 geb' ich meine Liebe kund,
 meine seligsten Gedanken,
 sprech' ich wie der Mutter Mund.

May von Schenkendorf.

68. Der Grenzlauf.

Einſt ſtritten die Urner mit den Glarnern bitter um die Landesgrenze zwiſchen dem Linth- und dem Schächental, und ſie beleidigten und ſchädigten einander täglich. Da ward von den Biedermännern der Ausſpruch getan, zur Tag- und Nachtgleiche ſolle von jedem Teile früh morgens, ſobald der Hahn krähe, ein rüſtiger, kundiger Fußgänger ausgeſandt werden und jedweder nach dem jenseitigen Gebiete zulaufen und da, wo ſich beide Männer begegneten, die Grenzscheide feſtgeſetzt bleiben.

Die Leute wurden gewählt, und man dachte beſonders darauf, einen ſolchen Hahn zu halten, der ſich nicht verſchlafe, ſondern die Morgenſtunde auf das allerfrüheſte anſage. Die Urner nahmen ihren Hahn, ſetzten ihn in einen Korb und gaben ihm ſparsam zu freſſen und zu ſaufen, weil ſie glaubten, Hunger und Durst würden ihn früher wecken. Die Glarner dagegen fütterten und mäſteten ihren Hahn, daß er freudig und hoffärtig den Morgen grüßen könnte, und dachten damit am beſten zu fahren.

Als nun der Herbit kam und der beſtimmte Tag erſchien, da geſchah es, daß zu Altdorf der beſtimmte Hahn zuerſt krähte, als es kaum dämmerte. Froh brach der Urner Felſenklammer auf, der Marke zulaufend. Allein im Linthtal ſtand ſchon die volle Morgenröthe am Himmel; die Sterne waren verblühen, und der fette Hahn ſchlieſ noch in guter Ruhe. Traurig umgab ihn die ganze Gemeinde; aber es galt die Redlichkeit, und keiner wagte es, ihn aufzuwecken. Endlich ſchwang er die Flügel und krähte. Aber dem Glarner Läufer wird's ſchwer ſein, dem Urner den Vorſprung wieder abzugewinnen. Ängſtlich lief er und ſchaute gegen das Scheideck. Wehe! da ſah er oben am Giebel des Grates einen Mann ſchreiten und ſchon bergabwärts kommen. Aber der Glarner ſchwang die Ferſen und wollte ſeinem Dolke noch vom Lande retten ſo viel als möglich.

Bald stießen die Männer auf einander, und der von Uri rief: „Hier ist die Grenze!“ „Nachbar,“ sprach betrübt der von Glarus, „sei gerecht und gib mir noch ein Stück von dem Weideland, das du errungen hast!“ Doch der Urner wollte nicht. Aber der Glarner ließ ihm keine Ruhe, bis er barmherzig wurde und sagte: „So viel will ich dir noch gewähren, als du, mich an deinem Halse tragend, bergan läufst.“ Da faßte ihn der rechtschaffene Bergsteiger von Glarus und klomm noch ein Stück Felsen hinauf, und manche Tritte gelangen ihm noch. Aber plötzlich versiegte ihm der Atem, und tot sank er zu Boden. Noch heutigen Tages wird das Grenzbüchlein gezeigt, bis zu welchem der wackere Glarner den siegreichen Urner getragen habe. In Uri war große Freude ob ihres Gewinnes; aber auch die zu Glarus gaben ihrem Hirten die verdiente Ehre und bewahrten seine große Treue in steter Erinnerung.

Brüder Grimm.

69. Der sterbende Hof.

Hans Schollenberger, ein alter Bauer, der mit ganzer Seele an seiner Heimat hängt, wird von seinem Hof vertrieben, weil dieser einem Stausee Platz machen muß.

Dor Tagesgrauen trieb es den Tobelhans wieder hinaus und hinauf, wie es einen Sohn an das Sterbebett seines Vaters treibt. Er mußte seinen Hof sterben sehen.

Alles war noch in Ruhe, nur die Dögel sangen rings in Busch und Wald und erfüllten das ganze Tal mit ihrer ahnungslosen Lust. Eine Lerche stieg aus einem wüsten Acker hoch in die Luft, bis sie ins Sonnenlicht emportauchte, das oben schon durch den Äther flutete, aber noch nicht in die Schlucht eindrang.

Sie hat ihr Nest im Acker, dachte der Bauer und ging behutsam suchend auf dem Felde her und hin. Auf einmal schwirrte es vor seinen Füßen auf; es mußte das Weibchen sein, das auf der Brut gefressen hatte. Wirklich, unter einem Grasbusch lagen fünf nackte Dögelchen, die ihre Schalen kaum einen Tag verlassen hatten. Was sollte er damit anfangen? Das ist ein kurzes Leben, überlegte er, und etwas empörte sich in ihm.

Er löste das Nest sorgsam vom Boden los und bettete es, von den Alten verfolgt, oben am Wald ins Gras. Da erinnerte er sich, daß die Dögel sich um eine Brut, die durch Menschenhände

versezt worden ist, nicht mehr kümmern, und er dachte: Nun werden sie verhungern; das ist schlimmer als ertrinken, wozu wollen wir auch immer den Herrgott spielen!

Die Arbeiter kamen aus ihren Bretterhütten hervor und schlossen den Tiefablauf des Baches. Nun ging das Sterben an. Der Tobelbauer setzte sich beklommen auf den Rain, an den sich seine erste Jugenderinnerung knüpfte. Von dort aus konnte er alles übersehen. Auf der Staumauer hockten oder lagen einige Italiener und sangen ein Lied mit lang ausgehaltenen Schlüßttönen. Es klang wie ein Grabgesang über den Hof.

Beim Tiefablauf bildete sich ein Teich, der langsam wie eine Schnecke mit ihren Hörnchen an der Staumauer hinauftastete und mit dem Hinterteil behutsam in das Bachbett zurückschlich. Allmählich brach das Wasser da und dort über das Ufer und stahl sich in Wiesen und Felder hinein.

Das wird ein langes Sterben, sagte sich der Tobelhans, der ein viel rascheres Anschwellen erwartet hatte, aber ich bleibe bei dir, mein guter Hof, bis es vorüber ist.

Den ganzen Tag saß er auf dem Rain und sah ein Stück Land nach dem andern in die Flut versinken. Schlich das Wasser in eine Wiese hinein, so grünte und blühte sie im Sonnenschein eine Weile noch üppiger und freudiger als zuvor, in Glück und Wohlergehen glänzte sie auf und hielt den Tod für einen Freund. Aber im Gras verborgen stieg das Wasser immer höher und höher, an Blättern, Stengeln und Halmen zu den Blütenkronen hinan, und dann kam die Tücke zum Vorschein: Auf einmal war es aus, die Blüten- und Farbenpracht zum grauen Sumpf geworden, der Tod Herr des Angers geblieben. In den Glocken der Blumen ließen sich Käfer und trunkene Bienen und Hummeln fangen und ersticken. Über das Wasser schwebten weiße, braune und gelbe Schmetterlinge, setzten sich auf einen Halm, der noch hervorragte, und schienen sorglos aus der Todesflut zu trinken. Dann flogen sie plötzlich auf und davon, wie von einem Schauder erfaßt.

Gegen Abend geschah etwas seltsames. Das Wasser hatte die Matte erreicht, die sich unten am Rain ausdehnte. Auf einmal wurde der Bauer durch eine rasche Bewegung aus seiner ruhigen Betrachtung herausgerissen, und als er schärfer hinsah, war es eine Maus, die ängstlich auf ihn zulief, bei seinem Anblick in noch größeren Schrecken geriet und wie ein Pfeil an ihm vorbei-

schoß. Hinter ihm brach eine ganze Schar aus dem Grase hervor und floß wie eine braune Welle den Rain hinauf, um sich in den Schollen des Ackerlandes zu verlieren.

Aufmerksam geworden, bemerkte der Bauer nun auch anderes Getier. Ein Maulwurf vergrub sich, kaum der Flut entronnen, vor seinen Füßen pfeilschnell wieder in den Boden, während eine Blindschleiche und zwei Eidechsen weniger wasserscheu schienen, sich langsam verdrängen ließen und immer wieder zurückstrebten, als zöge der Sumpf und der Tod sie an. Ein Wiesel rettete sich in das Gemäuer des Hauses; es streckte neugierig bald da, bald dort den beweglichen Kopf mit den schwarzen Augen zwischen den Steinen hervor, bis es plötzlich in weitem Sprung herausfuhr. Mit einer Maus im Maul kehrte es zurück und verschwand dann für immer.

Auf das größere Getier folgte das kleine. Schwärme von Heuschrecken, in die sich ein paar Grillen mischten, sprangen lustig vorüber, die Flucht schien ihnen ein Spiel; wie hätte das Wasser ihren Sprüngen folgen können? Einige von ihnen verzögerten sich und nagten, die Gefahr verachtend, an einem fetten Blatt oder Kraut. Anders war es den Goldkäfern zumute. Sie waren zu Tode erschreckt und krabbelten mit ängstlicher Eile der Höhe zu, jedes Hindernis vermehrte die Angst in ihren Augen und Bewegungen. Mit ihnen wetteiferten rote und schwarze Ameisen; viele von ihnen kletterten auf Grashalme und glaubten sich so für immer geborgen.

Der Bauer empfand Lust, sie von dort zu vertreiben, aber er dachte: Wir Menschen retten uns ja auch manchmal auf einen Halm und dünken uns klug. Ich will nicht wieder den Herrgott spielen.

Alles, was im Grase oder im Boden versteckt gewesen und gehaust hatte, verließ den untergehenden Hof, alle Kraft und Anstrengung auf das Leben gerichtet. Nur ein paar Singvögel flatterten klagend über die Wasserfläche, unter der ihre Brut lag, und schienen eher zum Sterben als zum Leben hingezogen.

Während Hans Schollenberger all die Not und all die Leidensgefährten teilnehmend betrachtete, schlängelten sich zwei große Ringelnattern hintereinander heran, betrachteten ihn einen Augenblick mit ihren mißtrauischen kalten Augen, wie wenn sie in ihm den Urheber der Sündflut vermuteten, und kehrten dann scheu zum

Wasser zurück, durch das sie behende mit erhobenem Kopf davonschwammen. Ihre blauen Schuppen schillerten im Wasser.

Bei ihrem Blick war dem Bauern unheimlich geworden, und es erfaßte ihn inmitten des schleichenden, krabbelnden, geängstigten Ungeziefers etwas wie eine abergläubische Furcht und ein Grausen. War er nicht der Schutzherr aller dieser Geschöpfe gewesen, ihr Ernährer und Freund? Jetzt hatte er sie verkauft, heimatlos gemacht oder dem Tode überliefert, und er fühlte, daß sie ihm nun verfeindet waren, ihn als einen Verräter haßten.

Er stieg etwas weiter hinauf zu den Trümmern seines Hauses und legte sich, als die Dunkelheit hereingebrochen war, auf den Ofen, wie früher an kalten Winterabenden.

Wie er so saß und dem Mond zusah, der sein bleiches Gesicht im Wasser badete, berührte ihm etwas leicht den Rücken. Ihn schauderte, er erwartete nichts anderes, als es werde ihn eine Geisterfaust im Nacken fassen und schütteln, ihm das Genick mit einem heftigen Ruck brechen. Da schlich es ihm vor die Augen, es war Peter, die Kage. Ein freudiger Ausruf entsprang seinen Lippen, nun war er nicht mehr allein; Geister überfallen nur die Einsamen. Er faßte das Tier mit kindlicher Freude und streichelte es, er nannte es seinen Freund und wußte, daß er von nun an kein lieberes Wesen mehr auf der Welt hatte. Er streckte sich wieder müde auf dem Ofen aus, öffnete vorn seinen Kittel und bereitete der Kage auf seiner Brust ein geschütztes Lager, sie sollte es warm haben in dieser traurigen Nacht. Dafür sollte sie ihn aber auch vor den Geistern und bösen Gedanken schützen. Bald darauf schief er ein.

Fus: Jakob Böhmer „Erdshollen“.

70. Heimweh.

Schon nach einem halben Jahre hatten wir Kinder die Berner Sprache angenommen, während die Eltern immer ihre heimische Mundart bewahrten. In der Folge verbernernten wir beide ganz und gar, so daß wir später den Schulkameraden in Basel völlig als Bernerbuben erschienen, auch mit unserer Aussprache Lehrern und Schülern anfänglich lebhaftes Ergötzen bereiteten.

Im Innersten jedoch, im Herzen, blieben wir Basellandschäftler. Zu lebhaft leuchteten in unserer Erinnerung die tausend und aber-tausend Erlebnisse der vier ersten Kinderjahre, zu innig beseelte

uns die Anhänglichkeit an unsere Großeltern, Vettern und Verwandten, zu zahlreiche Freunde, Bekannte und Gönner hatten wir zurückgelassen. Wir fühlten uns in Bern von der ersten Stunde an als Abwesende und bald als Verbannte. Mit der Zeit übernahm uns ein sehnächtiges Heimweh, das mit den Jahren nicht abnahm, vielmehr immer deutlicher ins Bewußtsein emporwuchs. Das Wort „Heimweh“ kannten wir zwar nicht, und das Wort „Heimat“ verstanden wir nicht. Anders als unsere Mutter, deren Augen feucht erglänzten, wenn wir kräftig und ruhig sangen „Heimat, Heimat über alles“. Aber die Sache kannten wir: Die glühende Sehnsucht nach den zurückgelassenen lieben Menschen und trauten Örtlichkeiten.

Ein Wort war es, das unsere Sehnsucht im Traum und im Wachen seufzte: Das Wort Liestal. Mit Liestal meinten wir nicht das Städtchen, denn mit diesem verbanden uns nur wenige und verhältnismäßig unbedeutende Erinnerungen, sondern vor allem die lieben Menschen, die in Liestal wohnten, die Großmutter, der Großvater, der Unggeli usw., sodann in zweiter Linie das Haus und die Umgegend des Hauses, wo sie wohnten, also die Brauerei.

Von der Heftigkeit unseres Heimwehs kann ein anderer sich schwer eine Vorstellung machen. Wo fange ich an, um von den tausend Proben einige zu berichten? Der Spaziergang nach dem beliebten Ausflugsort „Enge“ lud unser Herz mit Wehmut, weil dort die Aare zu sehen ist, die in der Richtung gegen Liestal strömt. In der Gerechtigkeitsgasse, an der linken Ecke gegen das Rathaus, neben dem Apotheker Müller, gab es ein Haus, das von außen wie die gemeinen Häuser aussah, aber aus dem Hofe innen im Hause fuhr der Postwagen nach Liestal, und zwar, wie Papa uns sagte, nicht bloß ein- oder zweimal im Jahr, sondern täglich. Es gab also Pferde, sogar Menschen: Einen Kutscher und einen Kondukteur, die Glücklichen, die jede Woche nach Liestal fahren durften! Ja warum, wenn man es doch kann, fahren nicht alle Menschen alle Wochen nach Liestal? Und wenn die andern Menschen nicht wollen, warum nicht wir?

Einmal machten unsere Eltern in Gesellschaft anderer mit uns eine Spaziersfahrt in die Nähe von Schönbühl. Wir wußten, daß Schönbühl die erste Poststation auf dem Wege nach Liestal ist. Da bettelten wir allen Ernstes, doch weiterzufahren, da wir doch schon unterwegs seien, und konnten nicht begreifen, warum wir



statt dessen rückwärts nach Bern kehrten. Ebenso später, als wir mit der Schule ein Reischen nach dem Weißenstein machten. Auf einer Anhöhe über Solothurn zeigte ein Lehrer gegen das Hauensteingebirge: „Dort geht es nach Langenbrugg und Liestal,“ verkündete er. Nun also! Wenn es doch dort nach Liestal geht, warum gehen wir nicht nach Liestal statt auf den unnützen Weißenstein? Im wachen Zustande drängten die täglichen Sorgen und Vergnügungen das Heimweh in den Hintergrund. Aber von Zeit zu Zeit die nächtlichen Träume! Wenn mein Bruder eines Morgens zu mir oder ich zu ihm sagte: „Ich habe von Liestal geträumt,“ so verstanden wir einander und seufzten. Das gemeinsame Heimweh vornehmlich hat uns die Bruderliebe gelehrt. Wohl kam ab und zu dieser oder jener der schmerzlich Vermißten auf Besuch zu uns nach Bern, und solche Besuche wurden mit jubelnden Freudenstürmen begrüßt, allein das war ein Trost, nicht eine Erfüllung; die Ankunft eines einzelnen weckte die Sehnsucht nach sämtlichen.

Nur eines half zum Glücke, zum zeitweiligen Glücke wenigstens: Die Ferienreise nach Liestal, wenn sie uns erlaubt wurde, und sie wurde uns fast alle Jahre einmal erlaubt. Ha, wie da unsere Herzen klopften! Wie wir angstvoll zwischen Furcht und Seligkeit die letzten Tage und Stunden vor der Abreise im Erwartungsieber dahinlebten, besorgend, es könnte noch in der letzten Minute ein dummes Hindernis dazwischenplumpsen. Mein Bruder freute sich einmal in der letzten Nacht vor der Abreise so unsinnig, daß er am Morgen sich krank meldete und die Liestaler Reise unterbleiben mußte. Ich kann es ihm noch heute nicht recht verzeihen.

Der Weg aber, der nach Liestal führte, wurde uns zur heiligen Straße. Natürlich! er führte doch in die Seligkeit. O wie wir den auswendig kannten! Zuerst Schönbühl. Dort entschied es sich. Wenn man beim Gasthof Schönbühl um die richtige Ecke herum war, in der Richtung gegen Jegenstorf und Uzenstorf, so ward man gerettet. Nichts konnte einen mehr zurückholen. Aber die richtige Ecke mußte es sein; denn es liefen eine Menge Straßen bei Schönbühl nach allen Richtungen. Hinter Schönbühl muß man Geduld schöpfen, denn bis Solothurn wurde es langweilig. Mit Solothurn hatte man die Hälfte gewonnen. Dürrenmühle und die Klus winkten als die ersten heimatlichen Grüße aus der Ferne. Langenbrugg, nun ja, die Urgroßmutter wohnt dort, das ist schon

etwas, ob schon noch nicht das Rechte, mehr nur eine Andeutung. Dagegen die Waldenburger Schloßruine, o Wonne! das ist schon halb Liestal. Jetzt Herz und Augen auf! — Aber warum dauert es von Waldenburg nach Liestal noch so unvernünftig, so endlos lange? Was soll das für einen Zweck haben? Gar nicht zu erleben. — Endlich, endlich heißt es: „Seht ihr dort den Kirchturm von Liestal?“ Da fand die Ungeduld ihre Erlösung. Und das erste Mal, daß wir in den Ferien nach Liestal durften, tastete ich am nächsten Morgen im Halbschlaf mit der Hand an die Tapete, ob es auch zweifellos und wahrhaftig wahr sei, daß ich nicht bloß im Traum, sondern in Wirklichkeit die Glückseligkeit erlebte, im leibhaftigen Liestal aufzuwachen, in der Brauerei, beim Großvater, bei der Großmutter, beim Unggefi und allem andern, was das Herz heißt.

Carl Spitteler.

71. Heimed.

Im Bärwald ist my Heimed gsy,
im stille-n-Alpetal.
Ha müesse furt a blaue See.
O weles Paradies!
Ä Heimed isch's ä keini meh.

Me nimmt halt d'Sunne nit mit eim,
wo i dr Heimed schynt,
wo 's Tschüppli eim vergulded hät,
die erste Thinderträum,
und 's Mueters Aug bim Nachtgebät.

Meinrad Plener.

72. Lied eines Landmanns in der fremde.

Traute Heimat meiner Lieben! Sinn' ich still an dich zurück,
wird mir wohl, und dennoch trüben Sehnsuchtstränen meinen Blick.
Stiller Weiler, grün umfangen von beschirmendem Gesträuch,
kleine Hütte, voll Verlangen denk' ich immer noch an euch;
an die Fenster, die mit Reben einst mein Vater selbst umzog;
an den Birnbaum, der daneben auf das niedre Dach sich bog;

an die Stauden, wo ich Meisen im Holunderkasten fing;
 an des stillen Weiher's Schleusen, wo ich Sonntags fischen ging.
 Was mich dort als Kind erfreute, kommt mir wieder lebhaft vor;
 das bekannte Dorfgeläute wiederhallt in meinem Ohr.
 Selbst des Nachts in meinen Träumen schiff' ich auf der Heimat See;
 schüttle Äpfel von den Bäumen, wäss're ihrer Wiesen Klee;
 lös'ch' aus ihres Brunnens Röhren meinen Durst am schwülen Tag;
 pflück' im Walde Heidelbeeren, wo ich einst im Schatten lag.
 Wann erblick' ich selbst die Linde, auf den Kirchenplatz gepflanzt,
 wo, gekühlt vom Abendwinde, unsre frohe Jugend tanzt?
 Wann des Kirchturms Giebelspitze, halb im Obstbaumwald versteckt,
 wo der Storch auf hohem Sitze friedlich seine Jungen heckt?
 Traute Heimat meiner Väter, würd' bei deines Friedhofs Tür
 nur einst, früher oder später, auch ein Ruheplätzchen mir!

Johann Gaudenz v. Salis-Beevis.

73. Ein freund ging nach Amerika.

Ein Freund ging nach Amerika
 und schrieb mir nach einigen Lenzen:
 „Schicke mir Rosen aus Steiermark,
 ich hab' eine Braut zu bekränzen!“

Und als vergangen war ein Jahr,
 da kam ein Brieflein gelaufen:
 „Schicke mir Wasser aus Steiermark,
 ich habe ein Kindlein zu taufen!“

Und wieder ein Jahr, da wollte der Freund,
 ach, noch was anderes haben:
 „Schicke mir Erde aus Steiermark,
 muß Weib und Kind begraben!“

Und so ersehnte der arme Mann
 auf fernsten, fremden Wegen
 für höchste Freud, für tiefstes Leid
 des Heimatlandes Segen.

Peter Rosegger.